

KONSTANTIN PAUSTOWSKI

Ein Schrei in der Nacht

Die Oktoberrevolution erlebt Konstantin Georgiewitsch Paustowski (1892–1968) in Moskau.

Erst 1930 wird er dahin zurückkehren, um im folgenden Dritteljahrhundert der Welt einen der denkwürdigsten autobiographischen Berichte seiner Zeit, die sechsbändige Erzählung vom Leben, zu schenken. In Kiew aufgewachsen, kehrt er auf der Suche nach der Mutter in die Ukraine zurück.

Dort ist das Jüngste Gericht in vollem Gang.

ES MUSS UM JENE SPÄTE STUNDE GEWESEN SEIN, in der tiefe Finsternis und Stille alles ringsum in Totenstarre versinken lassen. Selbst das Wasser versiegte und hörte auf, aus dem Hahn gleichförmig in den eisernen Küchenausguß zu tropfen.

In solchen Nächten verfolgen uns oft wirre Träume, von denen unser Herz wund wird.

Jemand versuchte lange, mich zu wecken, doch ich konnte und konnte nicht aufwachen, genauer gesagt, ich wollte den Schlaf abschütteln und mühte mich krampfhaft, in dem zähflüssigen Gewirr des Bewußtseins das Streifchen verlöschenden Dämmerlichts zu erhaschen.

Da durchbrach lautes Weinen meinen Kampf mit dem Schlaf. Ich öffnete die Augen, fuhr im Bett hoch und erblickte Mutter. Sie saß am Fußende meines Bettes. Die Haare fielen ihr in grauen Strähnen ins Gesicht. Sie hielt sich am Fußteil der Bettstelle fest und schluchzte dumpf und krampfhaft.

»Was denn?« flüsterte ich. »Was ist geschehen?«

»Leise«, gab Mutter zurück und schluckte ihre Tränen herunter. »Du weckst Galja.«

»Aber was ist denn geschehen? So sprich doch.«

»Ich weiß nicht«, antwortete Mutter verwirrt, und ihr Kopf begann zu zittern. Ich glaubte schon, sie verlöre den Verstand.

»Ich weiß nicht, was geschehen ist, aber sicher etwas Furchtbares. Steh auf und horche einmal, geh auf den Balkon.«

Ich tastete mich zum Balkon hin. Die Tür war weit geöffnet. Ich ging hinaus, lauschte, und dann lief es mir kalt über den Rücken, denn von weit her, aus der Richtung der Wassilkowskaja-Straße, hallte über die nächtliche Stadt bis zu un-

serem Haus ein vielstimmiger Schreckensschrei, der Todeschrei einer großen Menschenmenge.

»Was ist das?« fragte ich in die Dunkelheit hinein.

»Ein Pogrom«, antwortete hinter mir unvermutet Amalia.

Ihre Zähne schlugen aufeinander. Sie vermochte sich kaum noch zu beherrschen und drohte jeden Augenblick einen hysterischen Anfall zu bekommen.

Ich lauschte wieder und hörte nur den Schrei, doch keine anderen Anzeichen eines Pogroms: Schüsse, Klirren zerschlagender Fensterscheiben, Feuerschein über den Häusern, nichts von alledem.

Nach den schrecklichen Pogromen durch die Haidamaken war eine Zeitlang nichts passiert. Auch unter Denikin herrschte anfangs Ruhe. Vorerst ließ man die Juden in Frieden. Hin und wieder, doch auch dann nur abseits von belebten Straßen, tummelten Offiziere mit kokaingetrübten Augen ihre Pferde und sangen ihr Lieblingslied:

»Schwarze Husaren!

Rettet Rußland, schlägt die Juden –

Denn sie sind die Kommissare!«

Doch als sowjetische Einheiten die Denikintruppen von Orjol abgedrängt hatten und sie südwärts trieben, schlug die Stimmung bei den Weißen um. In den Kreisstädten und Flecken setzten Pogrome ein.

Eine Welle von Gewalttätigkeit rollte auf Kiew zu, und in jener Nacht, von der ich erzähle, sollte die Stadt das erste nächtliche Pogrom erleben.

Plünderer umstellten eines der großen Häuser, doch es gelang ihnen nicht, einzudringen. In dem dunklen Haus, das

sich in der Finsternis zu ducken schien, begann eine Frau vor Verzweiflung und Grauen gellend zu schreien. Ihre Stimme durchschnitt die unheilschwangere Stille der Nacht, denn nicht anders konnte sie ihre Kinder schützen als mit diesem ununterbrochenen, keinen Moment verstummenden Schrei der Angst und Hilflosigkeit.

In ihn fiel nach und nach das ganze Haus ein. Dem hielten die Plünderer nicht stand und wandten sich zur Flucht. Doch sie entkamen dem Schrei nicht, denn in allen Häusern der Wassilkowskaja- und sämtlichen angrenzenden Straßen wurde er aufgenommen und eilte vor den Plünderern her.

Er schwoll wie der Wind an und erfaßte immer neue Straßenzüge. Das Grauenhafteste war, daß der Schrei aus dunklen und menschenleer anmutenden Häusern hervorbrach, daß die Straßen völlig ausgestorben lagen und nur spärliche, trübe Laternen ihm flackernd und blinzelnd auf seinem Weg leuchteten. *Doch all das erfuhr ich später. Im Augenblick* wußte ich nicht, was vorging, und zog mich deshalb eilig an, um dorthin zu gehen, von wo dieser herzzerreißende Schrei ertönte. Auch Mutter tat es, um mich zu begleiten, und gemeinsam begaben wir uns auf die Straße.

Weswegen ich mich auf den Weg machte, wußte ich selber nicht recht. Ich konnte nicht zu Hause bleiben. Ich spürte, daß ich nicht ruhen würde, bevor ich nicht die Ursache dieses Schreies kannte. Die Ungewißheit war schlimmer als die furchtbarste Gefahr, die in den verfluchten nächtlichen Straßen der Stadt auf jeden lauerte.

Aber wir brauchten gar nicht erst fortzugehen, denn während wir uns anzogen, begann man auch schon in der benachbarten Funduklejewskaja-Straße und dem dreistöckigen Haus neben dem unseren, obwohl kein einziges Fenster erleuchtet war, zu schreien.

Ich ging wieder auf den Balkon und sah, wie ein paar Menschen die Funduklejewskaja-Straße hinabliefen und vor den schreienden Häusern zurückschauderten. Es mußten Plünderer gewesen sein.

Ein nervöses Zittern schüttelte mich. Neben mir auf dem Fußboden saß Amalia, die hin- und herschwankte, die Hän-

de vor das Gesicht gepreßt hatte und leise stöhnte. Mutter brachte sie in die Wohnung und flößte ihr Baldrian ein.

Ich horchte. Es schrien die Stadtviertel Podol, Nowoje Strojennie, die Bassarabka, es schrie die ganze riesige Stadt. Der Schrei mußte weit über ihre Grenzen hinaus zu hören sein. Er schlug zu dem tiefhängenden schwarzen Himmel empor und kehrte wieder zurück, dieser Ruf um Schonung und Barmherzigkeit.

Es kam zu keinem Pogrom. Die Führung der Denikintruppen, die eine solche Wendung nicht erwartet hatte, war hilflos. In alle Stadtteile wurden bewaffnete Abteilungen geschickt. Man zündete alle Straßenlaternen an. Früh am Morgen wurde ein beruhigender Aufruf des Befehlshabers der Denikintruppen an die Mauern geklebt. Und in der Zeitung *Kijewljanin* veröffentlichte am folgenden Tag der bekannte Konservative Schulgin einen Aufsatz unter dem Titel ›Von Furcht gefoltert‹, in dem er die Führung der Denikintruppen überraschenderweise tadelte, weil sie, so schrieb er, den Pogromen Vorschub geleistet hatte.

Einzelne und Gruppen von Menschen habe ich schon früher vor Furcht schreien hören, aber noch niemals eine ganze Stadt. Das war grauenhaft und nicht mehr zu ertragen, weil die selbstverständliche, wenn vielleicht auch naive Vorstellung einer für alle verbindlichen Humanität mit einem Schlage ausgelöscht schien. Dieser wehklagende Schrei appellierte an die letzten Funken menschlichen Gewissens.

Damals ›funktionierte‹ in Kiew, wie man heute sagen würde, noch ein Rest von Gewissen, und der Pogrom erfolgte nicht. Aber das war ein Zufall. Er hätte ebenso gut stattfinden können. Die Geschichte kennt genügend Beispiele der Ermordung zahlloser völlig unschuldiger Menschen.

Ja, der Weg der Menschheit zu Gerechtigkeit, Freiheit und Glück war zuzeiten wahrhaft grauenvoll. Und nur ein tiefer Glaube an den Sieg des Lichtes und der Vernunft über diese schwarze Stumpfheit konnte verhindern, daß Verzweiflung die Menschen überwältigte.

Doch die Kraft des menschlichen Gewissens ist trotz allem so groß, daß man niemals endgültig den Glauben daran verlieren muß.